

Gastkolumne

Christen werden verfolgt – und was tun wir?

Der Westen sollte die Verfolgung von Christen endlich ebenso ernst nehmen wie Islamophobie und Antisemitismus



Paul Widmer

Vier Jahre lang vertrat ich die Schweiz im Europarat in Strassburg. In den wöchentlichen Sitzungen der Botschafter aus 47 europäischen Staaten sprach man, soviel ich mich erinnere, nur ein einziges Mal über verfolgte Christen. Es war der österreichische Botschafter, der das Thema aufbrachte, sekundiert vom russischen und vom französischen Kollegen. Alle drei fanden, man sollte auch einmal darüber sprechen – und nicht nur über Islamophobie, eine feindselige Haltung, die in der Plenarversammlung, zu Recht, immer wieder zur Sprache kam. Im Übrigen Schweigen. Sind Christenverfolgungen also kein Thema?

Auf der ganzen Welt werden Millionen von Menschen wegen ihres Glaubens verfolgt: Muslime, Jesiden, Buddhisten – aber auch Christen. An einer internationalen Tagung in Genf erklärte der Schweizer Kurienkardinal Kurt Koch kürzlich, das Christentum sei die meistverfolgte Religion der Welt. 80 Prozent aller Menschen, die heute ihres Glaubens wegen verfolgt würden, seien Christen. Es gebe in unserer Zeit mehr Märtyrer als in den ersten Christenverfolgungen im Römischen Reich.

Ähnlich sieht es die Organisation Open Doors. Sie überwacht die Lage und kommt zum Schluss, dass monatlich etwa 345 Chris-

ten aus Glaubensgründen getötet werden. Besonders alarmierend ist die Lage im Nahen Osten und im nördlichen Afrika, insbesondere in Nord- und Mittel-Nigeria. Dort nehmen Angriffe auf Kirchen und christliche Schulen bedenklich zu. Christen bleibt oft nichts anderes übrig, als in den mehrheitlich christlichen Süden zu fliehen.

Gewiss haben nicht alle Gewalttaten primär mit Religion zu tun. Die Auseinandersetzungen zwischen muslimischen Nomaden und christlichen Bauern in Nigeria sind oft eher wirtschaftlich begründet. Man streitet sich um Weiden und Weidrechte. Aber das erklärt bei weitem nicht alles. Viele Christen müssen einzig ihres Bekenntnisses wegen sterben – etwa 21 koptische Gastarbeiter in Libyen. IS-Terroristen pickten die Christen aus der Menge heraus und forderten sie einzeln auf, ihrem Glauben abzuschwören. Doch jeder von ihnen weigerte sich. Dann schlugen die Fanatiker einem Kopten nach dem andern den Kopf ab. Der deutsche Schriftsteller Martin Mosebach hat den Märtyrern in seinem jüngsten Buch, «Die 21», ein ergreifendes Denkmal gesetzt.

Warum spricht man bei uns im Westen so wenig von den verfolgten Christen? Wahrscheinlich, weil sich viele fürchten, ein Eintreten für Christen könnte als verkappte Islamophobie denunziert werden. Und das möchte man unbedingt vermeiden. Daher hüllt man sich lieber in Schweigen – selbst dann, wenn die besondere Schutzbedürftigkeit von Christen mit Händen greifbar ist. Dazu ein Beispiel.

Hunderttausende mussten in den letzten Jahren aus Syrien fliehen. Einige versuchten, in die Schweiz zu gelangen, darunter auch Christen. Doch diese erhielten keine Vorzugsbehandlung. Die Haltung des Bundes-



Wahrscheinlich fürchten sich viele, ein Eintreten für Christen könnte als verkappte Islamophobie denunziert werden.

rates war klar: Alle Flüchtlinge werden gleich behandelt. Das ist im Prinzip richtig – aber in einzelnen Fällen falsch. Ist Christen, die wegen religiöser Verfolgung erst aus dem Irak nach Syrien fliehen mussten und dann von islamistischen Fanatikern erneut in die Flucht getrieben wurden, die Weiterschlebung in ein drittes muslimisches Land zumutbar? Natürlich nicht. Sie verdienen – wie übrigens die Jesiden auch – eine Vorzugsbehandlung durch westliche Staaten. Muslimen dagegen ist die Unterbringung in den muslimischen Nachbarländern in den allermeisten Fällen durchaus zuzumuten.

Erfreulicherweise gibt es Anzeichen dafür, dass das Problem verfolgter Christen endlich ins Visier westlicher Staaten gerät. Im Juli stellte der damalige britische Aussenminister Jeremy Hunt einen Bericht vor, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Bei der Präsentation meinte er, es sei höchste Zeit, mit einer fragwürdigen politischen Korrektheit aufzuräumen. Diese habe den Westen bisher daran gehindert, für verfolgte Christen einzutreten. Gewalt gegen Christen verdiene die gleiche Aufmerksamkeit wie Islamophobie oder Antisemitismus. Der Bericht enthält unter mehreren Empfehlungen auch folgende: Die britische Regierung solle, wenn Gewalt gegen Christen vorliege, die Gewaltakte ausdrücklich als antichristlich bezeichnen und sich nicht hinter unverbindlichen Formulierungen verstecken.

Da fragt man sich: Was tut sich in der Schweiz? Gibt es auch nur entfernt ähnliche Äusserungen von einem Parlamentarier oder gar von einem Bundesrat?

Paul Widmer war Diplomat und lehrte internationale Beziehungen an der Uni St. Gallen.



Medienkritik

Markus Lanz' Verdienste um die Demokratie



Stephan Klapproth

Es mag klingen, als hielte ich Roy Black für einen grossen Operntenor. Aber ich behaupte ernsthaft: Markus Lanz ist der begnadetste Polit-Fernseh-Talker der Welt!

So lang schon (11 Jahre!) sitzt er dreimal wöchentlich spätabends einer zusammengewürfelten Gesprächsrunde vor, dass ihn ungeübte Zuschauer für ZDF-Dekor halten. So hemmungslos selbstsicher reckt er langbeinig seine kommentierenden Einwurfe den Gästen entgegen, dass er bei uns wegen gemeingefährlicher Selbstverliebtheit verhaftet würde. So episch sind seine Anmoderationen, dass sie jeden TV-Lehrbuchschreiber in den Selbstmord treiben. Denn Lanz hält mit zweistelligen Quoten oft gegen zwei Millionen Zuschauer vor der Kiste – und punktet sogar bei den Jungen überdurchschnittlich.

Damit – ganz ohne Spott – macht er sich verdient um die Demokratie. Denn die kann ohne öffentliche Debatte nicht überleben. Allein: Weitherum vergiften populistische Sickerthesen die TV-Debatten. Oder sie finden philosophisch-edel unter Ausschluss des Publikums statt.

Wie es anders geht, zeigt Lanz' Sendung vom Donnerstag. Die wenig humorige, streng linke Sahara Wagenknecht und Deutschlands spektakulärster Justiz-Autor Ferdinand von Schirach erzählen erst Bewegendes aus ihrem Leben. Doch dann verführt sie Lanz unter Zuzug des abgestürzten Ex-Fussballers Mario Basler und eines Entertainers mit dem unwahrscheinlichen Namen Sebastian Pufpuff zu einem Gespräch über Politikverdrossenheit, in dem sich Menschen am Fernsehen wieder zuhören und gemeinsam nach neuen Antworten suchen, auf die man in all den Polit-Talks gewartet hat.

Mehr als dem Schlagersänger Roy Black gleicht Markus Lanz damit dem römischen Dichter Horaz, der wusste: Wer sich an ein Publikum wendet, muss «prodesse et delectare», nützen und ergötzen.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

So regelt man das mit dem Geld



Patrick Imhasly

Als ich klein war, glaubte ich, Geld sei das Wichtigste im Leben. Heute, da ich alt bin, weiss ich: Es stimmt.» Das sagte Oscar Wilde. Und man kann dem irischen Dramatiker nur zustimmen. Geld ist so wichtig, dass es auch Beziehungen stets von neuem auf die Probe stellt. Zum Beispiel meine. Seit kurzem trägt meine Frau mit ihrem Einkommen zum ersten Mal mehr zum Familienbudget bei als ich.

Es ist ein Wendepunkt in unserer fünfzehnjährigen Beziehung. Meine Frau ist jetzt der ökonomisch treibende Faktor in unserer Familie, andererseits ist damit ihre emotionale und soziale Vorherrschaft infrage gestellt. Ich meinerseits kann mich zwar nun etwas zurücklehnen, muss mich aber damit

abfinden, dass sich mein Hauptanspruch auf die Ernährerrolle in Luft aufgelöst hat.

Wenn es in einer Beziehung um Geld geht, dann dreht es sich nur scheinbar darum, was man damit dringend erwerben muss oder sich grosszügigerweise leisten kann. Geld ist viel mehr – es ist eine Chiffre für Wertschätzung, Anerkennung, Eigenständigkeit, Unabhängigkeit und Macht. Vielleicht reden gerade deshalb viele Paare gar nicht über Geld. Oder sie streiten darüber, ohne je zu einem Ende zu kommen. Oder sie lassen sich auf fragwürdige Deals wie diesen ein: Sie bezahlt ihm von ihrem Geld eine neue Hose, er muss dafür den nächsten Wocheneinkauf in der Migros für die ganze Familie übernehmen.

Will man die Sache mit dem lieben Geld in einer Beziehung regeln, dann gibt es grundsätzlich zwei Möglichkeiten: Jeder rechnet für sich ab, selbst wenn der Haushalt von mehreren Kindern bevölkert wird. Oder man wirft alles in einen grossen Topf, aus dem sich beide Partner bedienen können. Beide Ansätze haben ihre Vorteile, sind indessen aber auch mit gewichtigen Problemen behaftet, wie wohl die meisten von uns in der

einen oder anderen Form schon erfahren haben.

Wer alle Ausgaben für die Familie streng getrennt abrechnet, legt vermutlich Wert auf das Gefühl, auch in einer langjährigen Beziehung frei wie ein Vogel und letztlich nur für sich selbst verantwortlich zu sein. Ich will niemandem etwas unterstellen, aber vielleicht denken diese Leute weit voraus und haben das Gefühl, bei einer allfälligen Trennung liesse sich das Pekuniäre dann einfacher auseinanderdröseln. Das sind natürlich Illusionen, aber der Mensch lebt ja von Träumen. Gefährlich bei diesem Modell ist, dass früher oder später einer der Partner klamm ist und beim anderen einen Kredit aufnehmen muss. Und das endet dann erst recht in einem Abhängigkeitsverhältnis.

Fliesst alles Geld auf einem Konto zusammen, steckt dahinter meistens ein schöner, geradezu reiner Gedanke: Wir sind eins in allem, was wir tun. Und wir wertschätzen uns gegenseitig – koste es, was es wolle. Doch genau hier liegt der Hase im Pfeffer. Denn plötzlich sieht sie partout nicht ein, warum er sich nach dem sündhaft teuren E-Bike jetzt auch noch das neue iPhone 11



Seit kurzem trägt meine Frau mit ihrem Einkommen zum ersten Mal mehr zum Familienbudget bei als ich.

leisten will. Und er trauert dann den Zeiten seiner grossen Freiheit nach, als er sich niemandem gegenüber für seine Ausgaben zu rechtfertigen hatte.

Wem das alles nicht weiterhilft, dem empfehle ich einen dritten Weg, den meine Frau und ich im Prinzip erfolgreich beschreiten, seit wir Kinder haben. Jeder behält von seinem Lohn den genau gleichen schönen Batzen auf dem eigenen Konto als Sackgeld zurück – und erfüllt sich damit seine geheimsten Wünsche. Der ganze Rest geht auf das Familienkonto, aus dem die profanen Ausgaben des Lebens wie Essen, Krankenkassenprämien, Hortgebühren oder Steuern gedeckt werden. Das gibt gute Laune und hat den Vorteil, dass jede Form von Arbeit – ob im Job oder zu Hause – gleich bewertet wird.

Nur manchmal wird mir etwas bange: wenn ich daran denke, meine Frau könnte herausfinden, dass die teuren Weine für die Jassabende mit meinen Freunden Unterschlupf im Familienbudget gefunden haben – unter dem Posten «Verschiedenes».

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».